

SHARON BOLTON

Dein kaltes Herz



GOLDMANN

Lesen erleben

Sharon Bolton

Dein kaltes
Herz

Thriller

Aus dem Englischen
von Marie-Luise Bezzemberger

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erscheint 2020
unter dem Titel »The Split« bei Trapeze,
an imprint of the Orion Publishing Group, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

2. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2020

Copyright © der Originalausgabe 2020 by Sharon Bolton

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Schiff: MATTHEW PUGH/arcangel images

Wolken: FinePic®, München

Berge, Landschaft, Horizont: Thomas Pickard/stocksy images

Redaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze

LS · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-49056-1

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Lupe,
die mich zum Lachen bringt
und mich fit hält.

Teil 1

Südgeorgien

Heute

»Landschaften, von der Natur
zu ewiger Kälte verdammt und dazu,
niemals die Wärme der Sonnenstrahlen zu spüren;
deren schrecklichen und wilden Anblick
zu beschreiben mir die Worte fehlen.«

Captain James Cook, 1775

1

Es ist kein Schiff. Es ist ein Eisberg. Oh, dem Himmel sei Dank. Sie lässt ihr Fernglas sinken und spürt ein Pochen in der Brust. Das könnte ihr Herz sein, das gerade wieder zu schlagen beginnt. Auf der Insel ist das Rauchen verboten, aber sie holt trotzdem ihre Zigaretten hervor. Wenn sie das Zittern ihrer Hände lange genug unterdrücken kann, um eine anzuzünden, dann gibt ihr das vielleicht das Gefühl, wieder Herrin der Lage zu sein. Doch der Wind bläst die Flamme sofort aus.

Wieder sucht sie den Horizont ab. Der Punkt in der Ferne ist immer noch ein Eisblock, der nach Osten treibt, hinein in die gewaltige, kalte Leere, die die Antarktis umgibt.

Das Meer ist heute aufgewühlt, stahlgrau wie der Himmel und zersplittert wie geborstenes Glas. Stürme kommen hier sehr schnell auf, und Sonnenschein verwandelt sich binnen eines Augenblicks in Schwärze. Das schlechte Wetter ist ein Vorteil für sie. Das Schiff wird langsamer fahren müssen, allerdings nur für einige Zeit.

Das letzte Schiff der Saison. Eins noch, dann ist sie in Sicherheit.

Sie stellt sich die Angst in ihrem Innern vor wie ein Krebsgeschwür, das Muskeln, Organe und Knochen zer-

frisst und die ganze Zeit wächst, bis nur noch eine faulige, stinkende Masse übrig ist, umhüllt von Haut, die gespannt ist wie ein zu prall aufgeblasener Ballon. Wie wird die Angst wohl hervorbrechen, überlegt sie, wenn es schließlich unvermeidlich so weit ist? Als Schrei? Als erstarrtes Wimmern?

Ihr Handy meldet sich mit einem Alarmsignal, lässt sie wissen, dass das Leben nicht stehen bleibt, nicht einmal, wenn es kurz davor ist zu enden. Sie macht sich auf den Rückweg und ist sich darüber im Klaren, dass ihr allmählich die Verstecke ausgehen.

Bis ans Ende der Welt. So weit ist sie dieses Mal geflohen.
Nicht weit genug.

2

Felicity

An einem Morgen Ende März, im Spätsommer der südlichen Hemisphäre, steht eine Frau hoch oben auf dem König-Gletscher auf der Insel Südgeorgien. Sie ist hochgewachsen wie eine Amazone, außerdem hat sie das lange silberne Haar einer nordischen Prinzessin und ist auf zarte, durch und durch englische Art und Weise hübsch. Im Augenblick jedoch sieht man beides nicht. In dem Thermotaucheranzug, den sie trägt, wirkt sie geschlechts-

und gesichtslos. Nichts unterscheidet sie von dem Mann, der ganz in der Nähe auf dem Eis hockt. Während er seine Arbeit macht, Sauerstoffflaschen, Ventile und Bleigurte überprüft, starrt Felicity in die Tiefen eines gletscherblauen Sees.

Als sie an den Rand des Wassers tritt, ächzt der festgetretene Schnee unter ihren Füßen. Das Eis um sie herum ist so weiß, dass es ihr in den Augen brennt, der See jedoch schillert blau wie flüssige Saphire. Seine Tiefe ist unermesslich, verlockend und furchterregend zugleich. Es ist, als schaue man in die Ewigkeit.

Ihr Blick fällt auf den Brief in ihrer Hand.

*Meine liebe Felicity,
endlich habe ich Dich gefunden. Südgeorgien? Wow!
Du musst wissen, mein Liebling, dass Du nirgendwohin
kannst, wohin ich Dir nicht folgen werde ...*

Eine Hand legt sich auf ihre Schulter, und sie fährt erschrocken herum.

»Sorry, tut mir leid.« Jack tritt erschrocken einen Schritt zurück. »Ich bin's nur.« Er senkt die Stimme. »Ist alles okay?«

In ihrer Kehle steckt ein Kloß, der sich anscheinend nicht wegschlucken lässt. »Alles gut«, krächzt sie. »Bin bloß nervös.«

Jacks Augen werden schmal, ehe er sich zum Eis hinabbeugt. »Du hast da was fallen lassen. Dir ist schon klar, dass der hier nass wird, oder?«

Er hält den Brief in der Hand.

»Ist schon in Ordnung, ich hab ihn ja. Bitte?« Hastig greift Felicity danach und bückt sich, um ihn in die Tasche mit ihrer Ausrüstung zu stopfen.

»Flick, was ist los?«

Sie muss sich zusammenreißen. Sie hat doch noch Zeit. Sie ist vorbereitet, selbst wenn es zum Schlimmsten kommt. Sie muss nur diesen Tag überstehen.

Als sie sich aufrichtet, spricht Jack immer noch sehr leise, sodass nur sie ihn hören kann. »Flick, jetzt mal im Ernst, ich kann das auch allein machen. Du kannst mich von hier aus anleiten. Du brauchst nicht...«

Normalerweise ist es nicht schwer, Jack anzulächeln. Sein Gesicht ist so offenherzig, so freundlich, so absolut aufrichtig. Heute jedoch kann sie sich nicht einmal mit aller Kraft dazu bringen.

»Es ist alles gut«, wiederholt sie. »Lass uns anfangen.«

Sie holt ihr Headset aus der Tasche, und gleich darauf verwandelt sich das Geräusch von Wind auf Schnee in statisches Knistern. Jack reicht ihr die Taucherbrille, und sie wartet einen Moment, bevor sie sie anlegt, als könnte dies das letzte Mal sein, dass sie das Halbrund aus schneebedeckten Bergen sieht, den türkisblauen Himmel und den Schatten von Albatrossschwingen auf silbrigem Eis.

»Kannst du mich hören, Flick?«

Die Stimme in ihrem Ohr ist die ihres Teamkollegen Alan, der zwanzig Meter vom Rand des Sees entfernt steht. Er wird den Tauchgang von oben leiten.

»Laut und deutlich.« Felicity lässt sich von Jack die Gurte der Sauerstoffflasche auf die Schultern heben.

»König-Gletscher-Team an King Edward Point«, hört sie. »22. März, 9 Uhr 15. Flick und Jack gehen jetzt runter. Dreißig Minuten Tauchzeit, um Tiefensor und Unterwasserkamera anzubringen. Wetterbedingungen gut.«

»Seid schön vorsichtig«, kommt die Antwort von der Basis. »Keine unnötigen Risiken.«

»Fertig, Flick?«

Auf ihr Zeichen hin macht Jack einen Schritt, und eine blaue Welle verschluckt ihn. Felicity folgt ihm und stürzt in eine Welt aus Schmerz. Kaltwasserschock. Sie zwingt sich, ein- und auszuatmen, und wartet, bis es vorübergeht. Als sie ruhig genug ist, um die Augen zu öffnen, packt Jack gerade die Unterwasserkamera. Sie schaut nach oben, sieht, wie der Tiefensor herabgelassen wird, und greift danach.

»Dann mal los.« Jacks Stimme knarzt völlig entstellt durch Mikrofon und Ohrhörer.

Sie wenden sich von der Oberfläche ab und werden von einer blau-weißen Welt verschlungen, in der schweres, angestrengetes Atmen das einzige Geräusch ist. Felicity und Jack folgen der Eiswand in die Tiefe. Ihre Stirnlampen beleuchten fantastische Formen. Gesichter blicken sie an, Fabeltiere springen und ringeln sich in den Eisspalten.

Der blaue See, der jedes Frühjahr aus Schmelzwasser entsteht, hat sich jetzt seit fünf Monaten stetig immer mehr gefüllt. Irgendwann in den nächsten paar Wochen, möglicherweise sogar heute, wird das Eis unten am Grund brechen. Der See wird sich entleeren und hunderttausend Kubikmeter Schmelzwasser durch ein komplexes ver-

borgenes Drainagesystem strömen lassen, bis es auf das Grundgestein trifft. Von dort wird es in den Südatlantik hinausfließen. Das Austreten solcher Wassermassen könnte der Auslöser dafür sein, dass das Eis auseinanderbricht und ein weiterer gewaltiger Eisberg ins Meer stürzt. Blaue Seen, so glaubt man, spielen eine entscheidende Rolle bei der Bewegung der Gletscher und bei der Entstehung von Eisbergen.

Der Alarm an Felicitys Tiefenmesser ertönt. Sie und Jack haben das waagerechte Sims aus Eis erreicht, auf dem sowohl die Kamera als auch der Tiefensensor während der nächsten Woche Bewegungen im See messen sollen. Sie schwebt im Wasser und lässt sich Zeit dabei, die Instrumente an ihrem Platz zu fixieren.

»Ich schalte jetzt ein, Alan«, meldet sie.

»Sekunde. Ja, wir haben's. Sieht gut aus, Flick. Wie ist es denn da unten?«

Jack ist ein Stück unter ihr. Sein Anzug wirkt geisterhaft bleich in der blauen Tiefe.

»Bin nicht sicher, ob ich die richtigen Worte finde«, antwortet sie.

Jack kommt zurück. Er schwimmt schnell, ist im Wasser genauso daheim wie die Millionen Robben, die rings um Südgeorgien leben.

»Was meinst du?«, fragt er, als er auf ihrer Höhe ist.
»Ziehen wir es durch?«

Es war ihre Idee. Allerdings kommt es ihr jetzt, wo sie sich im Herzen des Sees befindet, wie ein ganz anderes Unterfangen vor. Es könnte sehr gefährlich sein.

Andererseits kann man den Tod auch an schlimmeren Orten finden.

»Was ist los, Leute?«, knistert Alans Stimme von der Wasseroberfläche herab.

»Wir wollen uns mal kurz das Abflussloch ansehen.« Jack hält Blickkontakt, wartet auf ihre Antwort.

Das Abflussloch steht für die – unbewiesene – Theorie, dass an der tiefsten Stelle des Seegrundes eine Schwachstelle im Eis direkt über einem Ablauf liegt.

Statisches Rauschen in ihrem Ohr. »Ich weiß nicht, Jack«, sagt Alan. »Hier oben zieht es sich gerade zu.«

Das Wetter schlägt auf Südgeorgien sehr schnell um, auch im Sommer.

»Deine Entscheidung, Flick«, sagt Jack.

Wenn sie heute stirbt, ist es vorbei. Kein Davonlaufen mehr. Kein Verstecken.

Felicity legt einen Finger an die Lippen. Sie spürt Jacks Lächeln mehr, als dass sie es sieht, dann kippt sie senkrecht ab.

»Leute, was geht da unten ab?« Alans Stimme dringt immer zerhackter an ihr Ohr.

Direkt unter sich sieht Felicity das Eis kegelförmig zu laufen.

»Glaubst du, das ist es?«, fragt Jack.

»Leute, wir haben hier Bewegung an der Oberfläche. Luftblasen, die nicht von euch beiden stammen.«

Felicity und Jack halten inne und sehen sich an. Solche Luftblasen könnten von Bewegungen am Grund des Sees herrühren. Wenn der jetzt durchbräche und das Was-

ser ablaufen ließe, würden sie beide in den Gletscher gesogen. Sie würden in einem eisigen Grab sterben oder in den Atlantik hinausgeschwemmt werden.

Wieder hören sie Alans Stimme. »Sue sagt, ich muss euch raufholen. Zehn Sekunden, dann ziehen wir euch hoch.«

Felicity fasst nach hinten und hakt ihre Sicherungsleine los. Sie fühlt, wie Jacks Hand ihren Knöchel streift, als er versucht, sie zu packen, und danebengreift. In ihrem Kopf beginnt es zu pochen, als sie weiter abwärts schwimmt, und vielleicht bildet sie sich das ja nur ein, aber das Atmen scheint ihr schwererzufallen. Sie konzentriert sich auf den dunkelblauen Kegel im innersten Kern des Sees, im Funkgerät knistert es, und sie glaubt zu hören, wie Jack um etwas mehr Zeit bittet.

Als sie nur noch einen guten Meter über dem blauen Kreis ist, zieht sie eine kleine Plastikflasche aus dem Beutel an ihrer Hüfte. Als sie den Verschluss öffnet, wallt eine leuchtend rote Flüssigkeit wie ein Flaschengeist daraus hervor. Etliche Sekunden lang hängt sie im Wasser und blüht dann auf wie eine fremdartige Blume, breitet sich in der fast nicht vorhandenen Strömung langsam aus.

Und dann fängt sie an, sich zu einer Spirale zu drehen, wie Wasser, das aus einem Waschbecken abfließt. Es geht langsam, ist mehr ein Rieseln, doch da ist definitiv eine Kreiselbewegung erkennbar.

»Flick, wir müssen rauf.« Jack ist zu ihr gestoßen. »Könnte sein, dass mein Luftschauch allmählich vereist.«

Felicity kann nicht mehr ohne Mühe atmen, doch das

scheint ihr viel weniger wichtig zu sein als das, was sie herausgefunden hat. Dies hier ist definitiv der Abfluss, und das Wasser läuft auch bereits ab. An der Oberfläche merkt man nichts davon, weil genügend Schmelzwasser nachfließt und den Pegel hält, aber wenn der Abfluss aufbricht, wird der See sich rapide entleeren.

Jack hakt ihre Sicherheitsleine wieder fest.

»Wir sind fertig, Al«, verkündet er. »Wir kommen jetzt raus.«

Als sie zum Abmarsch vom Gletscher bereit sind, tritt Felicity noch einmal an den Rand des Sees. Vor ihr steht Jack, der die Videokamera in der Hand hält. Über ihrer einen Schulter hängt eine Tasche, die mit fast hundert kleinen orangefarbenen Plastikkugeln gefüllt ist.

»Irgendwann in den nächsten Wochen«, sagt sie in die Kamera, »wird sich der See entleeren. Die Geräte, die wir gerade installiert haben, werden uns melden, wann das passiert, und wenn wir Glück haben, sind wir rechtzeitig hier, um es zu filmen. Anhand dieser Kugeln können wir möglicherweise nachverfolgen, wo das Wasser ins Meer fließt.«

Sie kippt die Kugeln in den See, und sie breiten sich auf der Oberfläche aus wie Bonbons auf der Geburtstagstorte für ein Kind.

»Sind wir hier fertig?«, erkundigt sich Jack, als sie sich bückt, um ihre Ausrüstung zusammenzusuchen. »Das Schiff bringt ein paar Sachen für mich mit.«

Felicity erstarrt. »Welches Schiff?«

»Na, das letzte für diesen Sommer. Die *Snow Queen*, glaube ich. Wieso, was ist denn?«

»Die kommt doch nicht heute.«

»Doch, wenn heute der 22. ist. Jetzt mal im Ernst, ist alles okay?«

Felicity fängt wieder an zusammenzupacken, schneller jetzt und lange nicht mehr so sorgfältig. »Ja, mir ist bloß kalt«, bringt sie mit Mühe heraus.

Sie hat sich geirrt. Das Schiff kommt. Das Schiff kommt heute.

3

Freddie

»Guten Morgen, Sir. Nehmen Sie Platz.«

Der Schiffsarzt ist jung, ein dünner Mann mit hellbraunem Haar, dem wahrscheinlich kein richtiger Vollbart wächst. Anders als die anderen Offiziere auf dem Schiff trägt er keine Uniform, sondern Chinohosen und einen Pullover. Er streckt Freddie die Hand entgegen.

»Heute Morgen sind wir an unserem ersten Eisberg vorbeigekommen. Haben Sie den gesehen? Wir waren schon ganz früh an Deck, ein ganzer Haufen von uns. Ich hab Sie da nicht gesehen, aber wie gesagt, wir waren auch viele.«

Freddie setzt sich.

»Ein Riesenteil.« Der Arzt steht noch immer. »War bestimmt fünfzig Meter hoch. Ich habe diese Fahrt jetzt schon zweimal mitgemacht, und ich weiß nicht, ob ich mich je an die Dinger gewöhnen werde.«

»Ich war in meiner Kabine«, sagt Freddie.

»Die Farben, das ist es, was ich nicht fassen kann. Die Leute behaupten immer, Eisberge wären weiß, aber ich sage Ihnen, unten, dicht über dem Wasser, das war ein Blau, reines Kupfersulfat. Und der Krach, den die machen – wie kann ein Riesenklumpen Eis bloß so einen Lärm machen?«

»Sie hören vor allem, wie die Luft aus Millionen im Eis gefangener Luftblasen entweicht, wenn es schmilzt«, erklärt Freddie ihm. »So eine Art Zischen und Knistern, war's so?«

»Genau. Und dieses Stöhnen. Das war richtig unheimlich.«

»Das Eis in dem Berg bricht auf und verschiebt sich.«

Der Arzt macht ein verdutztes Gesicht. »Sie kennen sich aber gut aus.«

»Ich bin Geologe. Aber Eis ist eigentlich nicht so mein Ding.« Freddie schaut auf die Uhr.

»Was kann ich denn heute Morgen für Sie tun?«, erkundigt sich der Arzt.

Freddie knöpft sich das Hemd auf. »Ich habe da einen Abszess, der immer wieder aufbricht. Rechts unten im Kreuz.«

Ohne dazu aufgefordert zu sein, steht er auf und zieht sein Hemd aus. Die Luft im Sprechzimmer ist kühl, aber das ganze Schiff ist ausgekühlt, seit sie vor drei Tagen die

Falklandinseln verlassen haben und nach Süden in See gestochen sind. Die Heizung tut ihr Bestes, doch jedes Mal, wenn eine Tür aufgeht, dringt ein Schwall kalte Luft herein.

Freddie spürt, wie kalte Finger auf seine Haut drücken, ein paar Zentimeter rechts von der Wirbelsäule. »Tut das weh?«, fragt der Arzt.

»Jep.«

Freddie fühlt den Atem des anderen Mannes auf seiner Haut.

»Und wie fühlen Sie sich sonst? Schwitzen Sie mehr als üblich? Schwindelanfälle?«

»Als ob ich gerade 'ne Grippe kriege. Mir ist abwechselnd heiß und kalt, alles tut weh, und ich schwitze viel.«

Der Arzt antwortet nicht.

»Ich bin drei Tage in meiner Kabine geblieben«, fügt Freddie hinzu. »Für alle Fälle. Aber ich habe eine Infektion, es ist nichts Ansteckendes.«

Wieder berühren ihn kalte Finger. »Eine ganz schön hässliche Wunde.«

Freddie antwortet nicht.

»Wie alt ist diese Narbe?«

»Drei Jahre, so ziemlich auf den Tag genau. Mein letzter Arzt meinte, da wäre ein Fremdkörper dringeblichen. Kein Metall, das hätte man im Röntgenbild gesehen. Eher Holz oder ein Kleiderfetzen. Das Ding bricht immer wieder mal auf, aber sie wollen nicht operieren, weil es so dicht an der Niere sitzt.«

Inzwischen sollte er draufgekommen sein. Eine schlecht

verheilte Narbe, kein Zugang zu anständiger chirurgischer Behandlung. Freddie wird ihn als Idioten abtun, wenn er es nicht kapiert hat.

Der Arzt ist kein Idiot. Ganz leicht berührt er Freddies Arm.

»Darf ich?«, fragt er, während er sich erhebt und den Ellenbogen seines Patienten streckt.

Freddie wartet ab, während der Arzt die Tätowierung begutachtet. Ein Spinnennetz, das seinen Ellenbogen umhüllt und sich ein Stück weit auf Ober- und Unterarm erstreckt. Ein kunstvolles Muster, weil Zeit keine Rolle gespielt hat. Ganz in Schwarz, weil es keine anderen Farben gab.

»Das ist ein Symbol für Langeweile«, meint Freddie. »Tagelang rumsitzen und nichts zu tun haben. Spinnen weben Netze um Arme, die sich nicht bewegen.«

»Ich weiß«, erwidert der Arzt. »Ich habe so was schon öfter gesehen. Jemand hat auf Sie eingestochen, stimmt's?«

»In der Gefängnisbibliothek. Die meisten Blutspritzer hat das Regal mit den Krimis abbekommen. Aber die haben trotzdem dreißig Bücher weggeschmissen. Eigentlich ein Jammer, wir hatten nie genug zu lesen.«

Der Arzt schiebt ihm ein Thermometer in den Mund, als wolle er ihn zum Schweigen bringen.

»Können Sie da was machen?«, fragt Freddie ihn, nachdem er die Temperatur abgelesen hat. Leicht erhöht, nichts, worüber man sich aufregen müsste. »Mit dem Abszess, meine ich. Dass das Tattoo für immer ist, ist mir klar.«

»Legen Sie sich bitte auf die Liege«, weist der Arzt ihn an. »Auf den Bauch.«

Freddie tut, was ihm gesagt wird. Eine Gewohnheit, die er jetzt wahrscheinlich nie wieder loswerden wird.

»Ich kann den Abszess öffnen, spülen und verbinden und Ihnen ein Antibiotikum geben«, sagt der Arzt, begleitet vom Klappern von Instrumenten. »Wenn Sie wieder zu Hause sind, sollten Sie vielleicht mal über eine Operation nachdenken und schauen, ob Sie das Problem nicht ein für alle Mal aus der Welt schaffen können. Das sollte jetzt leichter sein, wo Sie ...«

»Wo ich wieder draußen bin«, beendet Freddie den Satz.

Der Arzt arbeitet schweigend weiter. Freddie schließt die Augen. Als die örtliche Betäubung zu wirken beginnt, spürt er nichts mehr.

»Kann ich damit morgen an Land gehen?«, fragt er, nachdem der Arzt ihm gesagt hat, dass er sich wieder anziehen könne.

»Solange Sie sich gut fühlen.« Der Arzt setzt sich an seinen Schreibtisch und beginnt zu tippen. »Was führt Sie denn nach Südgeorgien?«

»Da gab's ein Buch in der Bibliothek«, erklärt Freddie ihm. »Von einem Ehepaar, das in den Neunzigern da hingefahren ist, auf einem Segelboot ohne Motor.«

»Alle Achtung.« Der Arzt sieht beeindruckt aus.

»Genau. Ich fand, die waren verrückt. Und mutig. Als ich die Chance hatte, eine Reise zu machen, habe ich also gedacht, ich fahre hier hin. Aus Respekt vor deren Reise, wenn Sie so wollen.«

»Auf jeden Fall ist es ein wunderschöner, einzigartiger Ort. Sind Sie über Südamerika gereist?«

Das wird der Arzt bereits wissen. Sämtliche Passagiere an Bord machen eine dreiwöchige Rundreise, die sie schließlich in die Antarktis bringt. Doch er war hilfsbereit, und das Letzte, was Freddie jetzt gebrauchen kann, ist offizielle Aufmerksamkeit.

»Mit dem Flieger von London nach Santiago, dann weiter nach Stanley«, sagt er. »Auf eigene Faust herzukommen konnte ich mir nicht leisten.«

Der Arzt reicht ihm ein Stück Papier. »Geben Sie das in der Apotheke ab. Die machen in einer halben Stunde auf.«

Freddie nimmt das Rezept entgegen.

»Wie lange waren Sie denn drin?«, erkundigt sich der Arzt.

»Lange«, antwortet Freddie. Als er sich umdreht und den Arzt anlächelt, zuckt der andere ein wenig zusammen. »Ich hatte es verdient«, fügt er hinzu.

4

Felicity

Tief hängt Nebel über dem Ring aus Bergen, als das Festrumpfschlauchboot um den Larsen Point biegt. In der Cumberland East Bay ankern drei Privatjachten dicht am Ufer, und ein großes Kreuzfahrtschiff liegt ein klei-

nes Stück weiter draußen. Mit zitternden Händen hebt Felicity den Feldstecher an die Augen und liest den Namen *Southern Star* backbord am Bug. Die Erleichterung scheint ihr sämtliche Luft aus dem Körper zu saugen. Die *Southern Star* liegt schon seit drei Tagen im Hafen und soll heute auslaufen. Das Schiff, das es ablösen soll, das letzte dieser Saison, ist noch nicht da. Sie hat noch Zeit.

Das Schlauchboot, in dem das Team vom Gletscher zurückgekommen ist, stößt sachte gegen den Steg, und sie springt auf.

»Hey, immer mit der Ruhe«, brummelt Ralph, der Bootsmann.

»Alles gut, wirklich. Alles klar.« Felicity ist bereits aus dem Boot gestiegen und macht das Tau an der Klampe fest. Dann rennt sie den Steg entlang, über den Landstreifen zwischen den Verwaltungsgebäuden und dem Meer und geradewegs ins Büro des Hafenmeisters. Der Wind reißt ihr die Tür aus der Hand und lässt sie krachend auffliegen. Papier flattert, Rollos klappern, und Zigarettenasche stäubt auf.

Nigel, einer der drei Beamten, die abwechselnd auf der Insel leben und arbeiten, ist nicht allein. Es sind noch acht andere Menschen im Raum. Felicity kennt keinen von ihnen.

Das kann sie im Moment überhaupt nicht brauchen.

»Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen noch erklären soll«, sagt Nigel gerade. »Die nächste Polizeidienststelle ist auf den Falklandinseln, neuhundert Seemeilen entfernt, und die können nur mit dem Schiff herkommen. Dauert drei

Tage. Bei schlechtem Wetter vier. Das ist eine Angelegenheit für den Kapitän Ihres Schiffes.«

Felicity erwiderst Nigels Nicken, schlüpft ins Büro und lässt den Blick über die Schreibtische wandern. Auf dem von Nigel liegt ein Stapel Papiere, aber sie ist zu weit weg, um sie richtig sehen zu können.

»Und ich sage Ihnen, die Frau, die mit einem Messer auf meinen Mann losgegangen ist, ist nicht vom Schiff.« Jemand ganz vorn in der Gruppe tritt noch weiter vor.
»Die war von hier.«

»Unmöglich«, wehrt Nigel ab. Das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelt. Felicity nutzt diese Ablenkung und schiebt sich näher an den Schreibtisch heran, doch um an die Papiere zu kommen, müsste sie Nigel zur Seite drängen. Rasch wirft sie einen Blick auf den nächsten Radarschirm, kann jedoch nichts darauf erkennen.

»Wieso ist das unmöglich?« Die Sprecherin ist Mitte vierzig, eine große, gut gebaute Frau mit langem Gesicht und kurzem Haar.

Der Horizont ist leer. Wenn man ein Schiff mit bloßem Auge erkennen kann, dauert es noch etwa eine Stunde, bis es in den Hafen einläuft. Eine Stunde reicht nicht.

»Es ist unmöglich, weil die einzigen Personen außer Sandra und Ted vom Museum und mir, die auf dieser Insel leben, Angestellte des British Antarctic Survey sind.« Das Klingeln von Nigels unbeachtetem Telefon scheint immer lauter zu werden. »Das sind hoch qualifizierte Wissenschaftler und Techniker ...«

»Und wir laufen nicht in der Gegend herum und ste-

chen Besucher ab«, lässt sich eine neue Stimme vernehmen. Als Nigel den Telefonhörer abnimmt, sieht Felicity Jack in der Tür stehen.

»Was ist denn hier los?«, fragt er.

»Gestern gab's ein bisschen Zoff«, berichtet ein Mann Anfang sechzig. »Der Kapitän hat ein paar Leuten erlaubt, am Strand eine Party zu veranstalten. Ist ein bisschen aus dem Ruder gelaufen.«

Felicity erreicht Nigels Schreibtisch. Wie gewöhnlich herrscht dort ein heilloses Durcheinander. Sie sieht etwas dort liegen, aber es ist halb unter einem Buch mit Gezeitenkarten verborgen, und sie kann es sich ja nicht einfach so nehmen.

»Ich möchte den zuständigen Vorgesetzten sprechen«, verlangt die erregte Frau.

Nigel legt auf. »Das bin ich.«

»Den von diesen Wissenschaftlern, meine ich.«

Am Horizont ist noch immer nichts zu sehen. Und auf dem Radar auch nicht, allerdings hat Felicity nie gelernt, diese Dinger richtig zu deuten.

Von ganz hinten in der Gruppe meldet sich eine zweite Frau zu Wort. »Wir müssen eine Gegenüberstellung machen. Alle Frauen sollen antreten, und Ihr Andrew kann sie dann identifizieren.«

»Ist denn jemand verletzt worden?«, erkundigt sich Jack. »Wir haben einen Arzt in unserer Basis, falls Ihr Schiffsarzt Hilfe braucht.«

Diese Typen werden bis in alle Ewigkeit hier herumstehen. Und Jack ist auch nicht gerade eine Hilfe.

»Ist doch nur ein Kratzer«, brummt irgendjemand. »Wir wissen ja noch nicht mal genau, ob's wirklich ein Messer war.«

»Ich hab gehört, er wäre hingefallen«, bemerkt jemand anderes.

»Ladys und Gentlemen.« Nigel hebt die Stimme. »Ich möchte ja keinen Stress machen, aber Ihr Schiff fährt in einer Stunde ab, und der erste Maat will, dass Sie wieder an Bord gehen. Er war eben am Telefon. Wir haben nicht genug Vorräte, um zusätzliche Mäuler zu stopfen, und jeder, der hierbleiben will, wird sich mit Rentierfleisch und Krill begnügen müssen, um den Winter zu überleben.«

Jetzt hauen sie bestimmt ab, Gott sei's gedankt. Sie werden es nicht riskieren, zurückgelassen zu werden.

»Wie hat sie denn ausgesehen?«, fragt Jack, und Felicity würde ihm am liebsten einen kräftigen Tritt verpassen.

»Jung? Älter? Blond? Dunkel?«, fragt er weiter. »Wir haben fünf Frauen im Team, und meines Wissens trägt keine davon ein Messer bei sich.«

Sie haben alle Messer bei sich, und das weiß Jack auch. Wenn man in diesem Umfeld arbeitet, sind Messer lebenswichtig.

»Hat sie überhaupt irgendjemand gesehen?«, will Jack wissen.

Überall in der Runde richten sich die Blicke auf den Fußboden.

»Irgendjemand?«, wiederholt er.

»Es war doch dunkel«, meint jemand. »Man konnte in alle Richtungen keine zwei Meter weit sehen.«

»Sie hieß Bambi«, fügt jemand anderes hinzu. »Das hab ich zumindest gehört.«

Ein Schaudern durchzuckt Felicitys Körper. Werden die denn niemals verschwinden?

Jack wendet sich an den Mann, der zuletzt gesprochen hat. »Bambi? Sind Sie sicher?«

»Ich dachte, es wäre Bamber gewesen«, sagt jemand.

»Kennst du jemanden namens Bamber, Nigel?«, fragt Jack.

Nigel schüttelt den Kopf. »Letzter Aufruf zum Ablegen unten im Hafen«, verkündet er.

Murrend und frustriert, weil sie sich an einem Ort wiederfinden, wo die üblichen Hilfs- und Schutzsysteme schlichtweg nicht existieren, verlässt die Gruppe endlich Nigels Büro. Jack folgt ihnen mit besorgter Miene.

»Wann kommt das Schiff?«, fragt Felicity, sobald sie und Nigel allein sind.

»Und Ihnen auch einen wunderschönen guten Morgen, Felicity.« Nigel zieht sich seinen Stuhl heran und sackt darauf. »Ich habe gehört, es ist gut gelaufen oben am See.«

»Entschuldigung, ich sehe ja, dass Sie einen miesen Tag haben. Aber es ist wichtig. Haben Sie eine ungefähre Ankunftszeit?«

Nigel seufzt. »Morgen Vormittag, einigermaßen früh. Ein bisschen später, wenn der Wind noch mehr auffrischt. Da draußen ist ganz schöner Seegang.«

»Nicht heute? Jack hat gesagt, es kommt heute.«

»Wäre es auch, aber die hatten schlechtes Wetter und mussten Fahrt wegnehmen.«

Nicht heute. Sie wird Jack umbringen. Felicity sinkt auf den nächsten Schreibtischstuhl und spürt, wie ihr zwischen den Schulterblättern der Schweiß ausbricht.

»Sie wollen bestimmt das hier sehen.« Nigel reicht ihr das Dokument, das sie auf seinem Schreibtisch gesehen hat. Die Passagierliste. Das Schiff heißt *Snow Queen*.

»Danke.« Sie dreht den Stuhl herum, damit Nigel nicht sieht, wie ihre Hände zittern, und fährt mit dem Finger die erste Seite hinunter. Hauptsächlich europäisch klingende Namen, ein paar südamerikanische. Nichts. Die zweite Seite, nichts, nichts. Noch zwei Seiten. Ihr Finger saust zu schnell voraus, und sie muss auf der dritten Seite noch einmal von vorn anfangen. Da steht nichts. Hoffnung keimt auf, als sie zur vierten und letzten Seite kommt. Sie ist schon halb durch. Er ist nicht auf dem Schiff. Es wird doch alles gut. Dann ...

»Da fehlt ja eine Seite«, stellt sie fest.

Nigel tippt, ein gemächliches Zwei-Finger-Unterfangen. »Ich hab gehört, Sie fahren morgen früh rüber nach Bird Island«, meint er.

»Ich habe Janet und Frank gesagt, ich helfe ihnen mit den Jungvögeln. Nigel, wieso fehlt hier eine Seite?«

Sie hält ihm die letzte Seite hin. »Seite 4 von 5.« Sie zeigt auf die Nummerierung in der unteren rechten Ecke. »Da sollte noch eine fünfte Seite dabei sein.«

Aufreizend langsam nimmt Nigel die Liste und überprüft jede einzelne Seite. »Stimmt wohl. Ich glaube, das ist alles, was die geschickt haben. Ich kann's noch mal anfordern, aber das könnte 'ne Weile dauern.«

Das ist einfach zu gemein. »Geht das? Bitte.«

Stirnrunzelnd sieht Nigel sie an. »Was ist denn los, Schätzchen?«

Sie kann hier nicht bleiben. Hastig steht sie auf und wendet sich der Tür zu. »Danke, Nigel«, sagt sie. »Wow, ist es echt schon so spät? Ich muss noch packen.«

In ihrem Zimmer schließt Felicity die Tür ab. Vom obersten Bord in ihrem Kleiderschrank holt sie die Tasche herunter, die sie schon seit Tagen bereithält, und fängt an, alles auf ihrem Bett auszulegen. Wasserflasche, zwei Lampen – eine Hand- und eine Stirnlampe. Die Tasche rutscht vom Bett, und der Inhalt kippt geräuschvoll auf den Fußboden. Sie muss gegen den Drang ankämpfen, in Tränen auszubrechen.

Tief durchatmen. Noch mal von vorn.

Kochtopf, Dosenöffner, Schlafsack, Wechselklamotten. Alles da. Sie ist bereit. Plane und Isomatte, Erste-Hilfe-Tasche, Streichhölzer, Toilettenpapier und Insektenspray. Sie ist bereit. Sie muss noch heute aufbrechen, nicht erst in ein paar Stunden, wenn Nigel endlich die fehlende Seite bekommt.

Sie schließt die Augen, hält einen Moment lang inne und macht dann weiter. Karten und Kompass sind in einem wasserdichten Beutel verstaut. In einem separaten Beutel sind der Proviant – entweder gekauft oder geklaut, sie geht davon aus, dass sie neun Mahlzeiten braucht, allerhöchstens zwölf – und Tabs zur Wasserreinigung. Und in einer Innentasche sind schließlich die Messer, von denen Jack gerade behauptet hat, dass sie sie nicht hätte.

Es klopft an der Tür. Sie zuckt zusammen und erstarrt.
»Ich bin's nur«, ruft Jack.

In heller Panik sieht sich Felicity im Zimmer um, betrachtet ihr nur allzu offensichtliches Fluchtgepäck.

»Sekunde.« Sie versteckt die Messer und die Karten, ehe sie die Tür aufschließt. Lächelnd und erwartungsvoll steht er im Flur. »Ich komme wegen meiner Einweisung.«

Sie hat ihn doch gebeten vorbeizukommen. Wie konnte sie das vergessen haben?

Jack hebt den Kopf, sein Blick geht über ihre Schulter hinweg. Er hat die Tasche auf ihrem Bett gesehen. »Also, was habe ich mir da aufgehalst?«, will er wissen.

Ihr bleibt nichts anderes übrig, als ihn hereinzulassen. Ohne auf den Haufen Sachen auf ihrem Bett zu achten und mit einem lautlosen Gebet, dass er sich nicht danach erkundigen möge – sie hat nämlich keine Ahnung, was sie dann sagen soll –, geht sie zu dem Käfig, der auf ihrem Schreibtisch steht. Dessen zwei Insassen zetern los, als sie sie erblicken.

»Du musst sie jeden Morgen wiegen«, erklärt sie Jack. »Sie kriegen zehn Prozent ihres Körpergewichts, fünfmal am Tag.«

Beklommen streckt Jack einen Finger in den Käfig. Elsa reckt sich und packt ihn mit dem Schnabel. »Jeden Tag die Hälfte ihres Körpergewichts?«, fragt er. »Verdammt, der da kann ja ganz schön zubeißen.«

»Königspinguine wachsen schnell.« Felicity öffnet ihren Kleiderschrank, um ihm den Futterplan zu zeigen, der innen an der Tür hängt.

»Ich habe genug Babybrei angerührt, dass es reicht, bis ich wieder da bin. Im Kühlschrank in der Küche, da steht *Elsa und Anna* drauf.« Sie redet zu schnell, sie muss sich bremsen. Jack ist ohnehin schon misstrauisch. »Den musst du auf dreiunddreißig Grad erwärmen«, fährt sie fort. »Und fütternust du sie hiermit.« Sie hebt die Spritze hoch, die immer neben dem Käfig liegt.

»Babybrei?«, fragt er.

»Eine Mixtur aus Kabeljau, Krill, Kochsalzlösung und Schalentieren. Das schlungen sie nur so runter. Ist wirklich nicht schwer. Und ich habe dir das Rezept dagelassen, für den Fall, dass ich aufgehalten werde.« Sie macht einen Schritt auf die Tür zu. »Danke.«

Etwas mutiger geworden, streicht Jack mit der Hand über das weiche braune Gefieder auf Annas Kopf. Er sieht nicht, wie Felicity rasch auf die Uhr an der Wand schaut.

»Du spinnst ja«, sagt er.

Er meint sie, nicht das Pinguinküken. Wieder wandert sein Blick zu dem Haufen auf dem Bett hinüber.

»Wie lange bleibst du auf Bird Island?«, erkundigt er sich.

»Ein paar Tage«, antwortet sie. »Drei vielleicht.«

Drei Tage, und das Schiff wird wieder abfahren und all seine Passagiere mitnehmen. Drei Tage, und das hier wird vorbei sein. Vielleicht muss sie ja auch gar nicht weg. Wenn die Passagierliste in den nächsten paar Stunden auftaucht, wenn der Name, nach dem sie Ausschau hält, nicht darauf steht, dann war's das. Sie kann sich heute Abend betrinken und morgen mit einem Mordskater aufwachen und wissen, dass sie in Sicherheit ist.

»Und wenn der See leerläuft?«, fragt Jack.

»Ich behalte den Pegel im Auge. Aber ich bezweifele, dass das in der nächsten Woche passiert.«

Als sie nach der Türklinke greift, um ihn hinauszukomplimentieren, kann sie sehen, dass er drauf und dran ist zu widersprechen. Zu sagen, es sei sehr gut möglich, dass sich der See in den nächsten Tagen entleert. Das Ereignis, auf das sie die ganzen sieben Monate lang gewartet hat, könnte am nächsten Tag stattfinden, und sie könnte es verpassen.

Sie könnte mehr verpassen als das Auslaufen des Sees.

»Wenn sie allein klarkommen, müssen die beiden hier zurück in ihre Kolonie in der Right Whale Bay.« Sie tritt von der Tür weg, wieder auf ihn zu, während sie das sagt. »Sorgst du dafür? Wenn ich nicht hier sein kann, sorgst du dafür, dass ihnen nichts passiert?«

Mehrere Sekunden lang antwortet Jack nicht. »Was ist los?«, fragt er schließlich.

Felicity versucht sich abzuwenden, doch er bekommt sie am Arm zu fassen.

»Seit Wochen bist du total schreckhaft«, sagt er. »Vor allem wenn ein Kreuzfahrtschiff ankommt. All das Zeug da«, er zeigt auf das Bett, »das brauchst du auf Bird Island doch gar nicht. Und jetzt redest du, als ob du nicht wiederkommst. Im Ernst, Flick, was soll der Scheiß?«

Und jetzt muss sie ihren besten Freund anlügen.

»Natürlich komme ich wieder«, beteuert sie. »Aber du weißt ja, wie das mit dem Wetter ist. Wenn ich aufgehalten werde, dann muss ich wissen, dass sich jemand um die zwei kümmert.«

Jack antwortet nicht sofort, und sie geht wieder zur Tür. Er folgt ihr immer noch nicht.

»Was hältst du eigentlich von dieser Truppe da vorhin, die von der *Southern Star*?«, fragt er. »Von dieser Geschichte von einer Irren mit einem Messer?«

Einen Moment lang hat sie keine Ahnung, wovon er redet. Dann erinnert sie sich wieder. Die Touristengruppe in Nigels Büro.

»Ich glaube, die hatten ordentlich gebechert.« Sie denkt laut nach, ihr überängstliches Gehirn hat die Beschwerde der Besucher kaum wahrgenommen. »Der Mann hat sich einen kleinen Seitensprung gegönnt, und als er fast erwischt worden wäre, hat er sich eine Story ausgedacht, von wegen, er wäre angegriffen worden, um die Wut seiner Frau von sich abzulenken.«

Jacks Lächeln verblasst. »Das Problem ist nur, man hat jemanden nachts in der Walfangstation herumlaufen sehen. Noch bevor die *Southern Star* eingelaufen ist.«

Davon hat Felicity bis jetzt noch nichts gehört. »Wer macht denn so was?«, fragt sie. »Das ist doch gefährlich.«

»Trotzdem, drei Leute, die ich kenne, haben da unten etwas gesehen.«

»Bestimmt eine Robbe. Einen großen Vogel.«

»Robben zünden im Allgemeinen kein Feuer an.«

Jetzt ist Felicity trotz allem neugierig. »Du meinst, dass jemand da ganz allein haust? Sich einen Unterschlupf gesucht hat, sich warm hält und Tiere oder Fische fängt, um zu überleben? Das ist doch schlicht nicht möglich.«

»Sollte man meinen...«

5

Bamber

Tagsüber ist Grytviken eine Geisterstadt. Nachts erheben sich die Geister und wandeln wieder auf den Straßen. Zu ihrer Blütezeit lebten und arbeiteten hier über tausend Männer, und jeder von ihnen hat etwas hinterlassen. Jetzt hallen ihre Schritte die unbefestigten Straßen hinunter, und sie rufen sich über das Wasser hinweg Klagen und Flüche zu. Scheppernd hämmern sie mit Flenswerkzeugen, mit denen früher die erlegten Wale zerstückelt wurden, gegen die rostigen Türme der Öltanks und verfluchen den Wind, während dieser sie eilends die verlassenen Straßen entlangtreibt.

Sie sind noch hier, die Walfänger, und allmählich lernt Bamber jeden von ihnen kennen.

Vom Rauch der Kohlefeuer geschwärzt sind sie, diese Männer des Meeres, ihre Kleidung ist blutbefleckt, die Hände sind schmierig von Talg und Tran. Sie sind hart im Nehmen, grausam, haben im Leben kein Verzeihen gekannt, und der Tod hat sie nicht besser gemacht. Die Kirche und den Friedhof meiden sie, beide erinnern sie an das Schicksal, dem sie nicht entronnen sind. Stattdessen verweilen sie dort, wo sich tagtäglich Leben und Tod miteinander vermengten. Sie haben Blut vergossen, diese Männer. Sie haben Fleisch in Stücke gerissen, waren taub für den Schmerz und die Schreie der Unschuldigen. Sie

haben getötet und getötet, bis ihre Seelen aus ihnen herausgeblutet und in der roten, gerinnenden Masse aus Fett davongetrieben sind, zu der das Meer geworden war. Nie werden sie diesen Ort verlassen können.

Bamber liebt die Geister. Sie streift mit ihnen umher, belauscht sie, schaut ihnen voll atemloser Erregung beim Kartenspielen und Würfeln zu. Manchmal legt sie sich zu ihnen auf ihre verrottenden Pritschen und steht mit ihnen zusammen im dunstigen Morgengrauen auf. Die Geister sind ihre ständigen Gefährten und Freunde, die Einzigsten, die sie braucht.

An dem Abend, nachdem die *Southern Star* nach Süden ausgelaufen ist, nähert sie sich der Siedlung von der Küstenstraße her. Vom angrenzenden Strand dringt das Getöse eines Dutzends wütender Schlachten herüber – in der See-Elefanten-Kolonie wird um die Rangordnung gekämpft. Nur wenige Meter entfernt donnert die wuchtige Masse eines Bullen über die Felsen, während die Kühe und die Jungtiere vor Angst heulen. Der Lärm der Kolonie verstummt niemals. Wer sich nicht daran gewöhnen kann, geht fort oder besorgt sich Ohrstöpsel.

Der Mond ist fast voll, und die Nacht ist wolkenlos. Als Bamber um die letzte Kurve vor dem Ort kommt, sieht sie den Leichnam mitten auf der Straße liegen. So groß wie ein Mensch, aber nicht menschlich. Eine Schar riesiger Vögel streitet sich um den Kadaver eines Seebären. Wie Geier stoßen sie auf das Tier hinab, das bereits eine zerfetzte, blutige Masse ist. Bamber drückt sich eng an die Felsen am Straßenrand. Die Vögel sind Riesensturm-

vögel. Mit ihrer Flügelspannweite von zwei Metern und den mächtigen gekrümmten Schnäbeln gehören sie zu den aggressivsten und stärksten Aasfressern der Insel. Die Walfänger nannten sie *Stinker* oder *Vielfraße*, wegen ihres Mordsappetits. Bamber mag sie eigentlich ganz gern. Aber nicht gern genug, um selbst zu einer Mahlzeit zu werden.

Als sie vorübergeht, langsam und ein bisschen nervös – sie ist ja nicht blöd –, sieht sie, dass Köpfe und Schnäbel der Vögel mit dunklem Silber beschmiert sind. Bamber lächelt, weil sie weiß, dass Blut im Mondlicht silberfarben ist. Sie findet den Anblick von Blut beruhigend.

Nachdem sie an der Fressorgie vorbei ist, sind es nur noch ein paar Schritte bis zur Siedlung. Sie macht einen Bogen um das weiße Haus mit dem roten Dach. In der früheren Villa des Stationsleiters befinden sich jetzt das Museum und der Laden des Ortes – das Haus ist noch immer die Domäne der Lebenden. Aus demselben Grund geht Bamber auch nie zu der Kirche hinüber. Sie hält sich dicht am Wasser, schlendert an den Überresten der Tranfabrik vorbei und hört das Klagen des Windes in den Dampfrohren. Wellblechplatten klappern einen Rhythmus, und eine Glasflasche kommt die Straße herauf auf sie zugetrudelt. Sie kickt sie weg, und sie klimpert an den Steinen entlang, bis der Wind oder ein geisterhafter Tritt sie trifft und wieder zurückschickt.

Die Kälte beißt in ihre bloße Haut, aber sie mag den Schmerz und zieht sich nie so an, wie es dem Klima hier angemessen wäre. Als sie sich dem Flensdeck nähert, kann sie den alten Wohnblock dahinter sehen. Das noch in den

Fenstern verbliebene Glas schimmert bleich im Mond-
schein und wirft ein ganz eigenes Licht zurück. Einen Mo-
ment lang erzeugen vorüberziehende Wolken die Illusion
von aus dem Schornstein aufsteigendem Rauch. Hier gibt
es noch immer Reste von dem Leben, dass sie in diesem
Haus geführt haben, leere Dosen, in denen die Konserven
waren, die sie gegessen haben, eine weggeworfene Ziga-
rettenpackung, ein Foto von einem geliebten Menschen.
Bambers Lieblingsplatz jedoch ist das Flensdeck.

Die Stufen, die dort hinaufführen, sind morsch, doch
sie sieht sich vor, und sie wiegt ja auch nicht besonders
viel. Das Flensdeck, zwanzig Meter lang und zehn Me-
ter breit, aus Holz und Beton gebaut, ist der Ort, wo die
Wale zum Sterben hingeschafft wurden. Erschöpft, töd-
lich verwundet, wurden sie von Kränen von den Seiten der
Schiffe hochgewuchtet und hier abgelegt, bevor die Flen-
ser, gut geschulte Männer mit langen, scharfen Messern,
sich daranmachen, den Tran mit einer Spiraltechnik weg-
zuschneiden. War er erst vom Fleisch gelöst, wurde daraus
das begehrte, wertvolle Lampenöl ausgelassen.

Damals wetteiferte der Gestank von kochender Haut
und faulendem Fleisch mit dem Dunst der Kohlefeuer
und dem Geruch des Meeres. Jetzt treiben hundert oder
mehr verschiedene Gerüche vom Land und von der See
herbei, doch für Bamber fehlt da etwas.

Das Blut.

Sie muss vorsichtiger sein. Gestern Abend war es ganz
schön knapp. Sie hätte dem Mann von dem Schiff nicht
eins mit dem Messer verpassen sollen, auch wenn sie ihn

nur angekratzt hat. Wenn das noch mal passiert, werden sie nach ihr suchen, und das hier ist nicht eben das einfachste Versteck. Im Augenblick jedoch muss sie sich um ein dringlicheres Problem kümmern.

Aus der Innentasche ihrer Jacke zieht sie das gestohlene Foto. Es wurde vor nicht ganz einem Jahr gemacht und zeigt Felicity, die gerade ein Haus in einer Stadt in England verlässt. Es ist früher Abend, und Felicity hat keine Ahnung, dass sie beobachtet oder gar fotografiert wird. Sie schaut auf ihr Handy und marschiert die belebte Straße entlang, dorthin, wo sie ihr Auto abgestellt hat. Das Bild ist völlig banal, aber der mit der Hand geschriebene Satz auf der Rückseite besagt genau das Gegenteil:

Ich bringe dich um.

Bamber steckt das Foto weg, schließt die Augen und denkt an die alten Zeiten. Die Männer haben sich auf dem Flensdeck um einen gewaltigen Fang geschart. Die großen schwarzen Augen des Tieres werden bereits stumpf. Die Feuer in der Fabrik lodern hoch auf, bereit, mit dem Auslassen zu beginnen. Riesige Klingen werden an Steinen gewetzt. Ein letzter Schmerzensschrei des Wals, und die Messer beginnen, tief in seine Flanken zu schneiden.

Blut strömt aus den frischen Wunden, über den Rand der Plattform und ins Meer. Bamber öffnet die Augen und seufzt glücklich. So ist es schon besser.

6

Freddie

Südgeorgien ist schöner, als er es sich je hätte vorstellen können. Fadendünne Wasserläufe strömen Berge hinunter, die im frühen Sonnenschein golden leuchten. Das Wasser in der Cumberland Bay ist aquamarinblau und so still wie Glas. Sogar die verfallene Walfangstation ist ein malerischer Anblick, eine Ansammlung rostroter Gebäude, die an der geschwungenen Küste verstreut sind. Gegenüber der Siedlung, auf der anderen Seite der Bucht, liegt King Edward Point, Stützpunkt des British Antarctic Survey.

Die Berge sind beeindruckend. Sie säumen die Bucht, ragen weit über den winzigen Gebäuden auf und fallen steil ab, fast bis zum Wasser. Eine einzige unbefestigte Straße verbindet Grytviken und King Edward Point miteinander, anderswo jedoch existieren überhaupt keine Straßen. Menschen können hier nur gerade eben überleben.

Und doch hat er sie hier gefunden.

»Morgen, Sir. Schön, dass Sie auch da sind.« Eine Hand streift Freddies Schulter, und ein Mann in Offiziersuniform quetscht sich an ihm vorbei. Ein paar der anderen Passagiere, die meisten in den orangeroten Anoraks, die das Schiff zur Verfügung gestellt hat, folgen ihm das Deck hinunter.

»Südgeorgien ist wirklich ein Paradies für Wildtiere«, erklärt der Steward ihnen. »Die Robben und Pinguine, die